

Was bedeutet es, in China ein Tibeter zu sein?

**Tibetische Identität
im Brennpunkt der
modernen tibetischen
Literatur**

Alice Grünfelder



Wer an Tibet denkt, dem fällt meist das Bild vom mystischen und geheimnisvollen Land im Himalaya ein, mit dem Tibet allerdings nichts zu tun hat, oder die systematische Unterdrückung des tibetischen Volkes. Aber moderne tibetische Literatur? Das mutet zunächst einmal wunderbar an, ist aber das Ergebnis junger tibetischer Autoren im Exil und in China, die sich seit Jahren schon schreibend mit ihrer Situation auseinandersetzen.

Dies ist in der tibetischen Literaturtradition keineswegs selbstverständlich, denn seit Jahrhunderten dominiert die sakrale Literatur die weltliche, was auf die religiös ausgerichtete und klerikal strukturierte Gesellschaft zurückzuführen ist. Da jedoch im Exil eine kulturelle und intellektuelle Erstarrung drohte, machte sich das 1991 in Dharamsala gegründete Amnye-Machen-Institut zur Aufgabe, die bisher fast völlig vernachlässigten weltlichen Aspekte der tibetischen Geschichte zu erforschen und gegen den Konservatismus anzugehen, der sich mittlerweile im tibetischen Exil etabliert hat und notwendige Reformen verhindert. Darüber hinaus will es Forum sein für die bisher nicht beachteten tibetischen Schriftsteller, Künstler und Musiker.

Dies scheint notwendig zu sein, denn ein junger tibetischer Lyriker beklagt sich beispielsweise darüber, daß tibetische Literaturwissenschaftler die „Neue Poesie“, die sich seit spätestens 1983 in der Provinz Qinghai entwickelt, nicht kennen und auch nicht kennen wollen. Die intellektuellen Debatten, die innerhalb der Exilgemeinde und unter den Tibetern in China geführt werden, passen auch nicht zum populären Image Tibets und werden deshalb verschwiegen, schreibt der Tibetologe Adrian Moon. Ein weiterer Grund für das Desinteresse an dieser Literatur sei das Vorurteil, die gesamte moderne tibetische Literatur wäre nichts als chinesische Propaganda, so Moon. Ein Beispiel für diese Problematik ist Tondrup Gyel, der als Begründer der modernen tibetischen Literatur gilt. Er war stolz auf seine tibetische Identität, verachtete aber die religiösen und politischen tibetischen Institutionen, die seiner Meinung nach Schuld waren am Untergang Tibets. Diese Ansicht trug ihm jedoch die Kritik von konservativen Tibetern ein. 1986 beging er Selbstmord und seither wird er von jungen Tibetern als Held verehrt, auch deshalb, weil er sich von den Chinesen nicht korrumpieren ließ.

Das Amnye-Machen-Institut gibt in der Schweiz die Zeitschrift „Lungta“ in englischer und französischer Sprache heraus, in der aufschlußreiche Essays über tibetische Architektur, Kunst und Literatur publiziert werden, die den Zugang zur modernen tibetischen Literatur im Exil ermöglichen. Im Gegensatz dazu hat sich bisher nur jeweils ein Verlag in Frankreich und Italien der tibetischen Literatur in China angenommen und Erzählungen von Tashi Dawa veröffentlicht. Im chinesischen Panda Book Verlag erschienen einige seiner Geschichten auf Englisch, doch diese Übersetzungen weisen erhebliche Mängel auf. Die Bestandsaufnahme der chinesischsprachigen tibetischen Literatur ist schwierig und problematisch, stand aber auf der Tagesordnung der ersten Nationalkonferenz tibetischer Schriftsteller in Dharamsala im März 1995. Da auch tibetische Intellektuelle im Exil offensichtlich an einem Austausch interessiert sind, scheint ein Blick auf dieses brisante Thema gerechtfertigt zu sein.

Tibetische Autoren, die chinesisch schreiben, scheinen sich der Sprachproblematik nicht bewußt zu sein oder diese einfach zu verdrängen, doch tibetischschreibende Kollegen

werfen ihnen vor, nichts für den Erhalt der tibetischen Sprache zu tun. Fakt ist jedoch, daß einige dieser Autoren entweder gar kein Tibetisch können, wie

Warum Tibeter chinesisch schreiben

zum Beispiel die Schriftstellerin Meizhuo aus Qinghai, oder daß sie sich im Tibetischen als Literatursprache nicht wohl fühlen, dazu gehört der in Lhasa lebende Autor Tashi Dawa, der dies zugleich bedauert. Ein Trost, daß wenigstens die wichtigsten Erzählungen ins Tibetische übersetzt und in der tibetischen Ausgabe der Zeitschrift „Tibetan Literature“ in Lhasa abgedruckt werden. Die Sprachpolitik der chinesischen Regierung, wonach Tibetisch Amtssprache sein soll, wurde bis heute nicht in die Praxis umgesetzt. Junge Tibeter können oft nicht mehr tibetisch schreiben und lesen, und die zunehmende Sprachresignation tut ihr übriges, denn die Sprache des eigenen Volkes findet außerhalb des immer kleiner werdenden Kulturkreises keine Anwendung mehr, weshalb man ihr jegliche Zukunft abspricht. Und es ist gerade die junge Generation, die die chinesischschreibenden tibetischen Autoren als Leser und Protagonisten im Blickfeld hat. Ein weiterer Grund für das Schreiben in Chinesisch dürfte die Chance sein, auch außerhalb Tibets gelesen und publiziert zu werden.

Was geschah nun, als die Unterdrückten die Sprache ihrer Herren annahmen? Zunächst schrieben sie ab. Da es in der tibetischen Literaturtradition weder Kurzgeschichten noch Romane gab, übernahm man in den 50er Jahren diese Formen mitsamt der Inhalte von den Chinesen. Dabei kam die sogenannte „Jubelliteratur“ heraus: Autoren jubelten über die kommunistischen Erfolge, lobten die fortschrittlichen Chinesen, die lernwilligen Tibeter und verdammt die Rückständigen, Verbohrten und Traditionsverhafteten. Dieser Trend hält bis heute leider teilweise noch an. Danzhu Angben zum Beispiel, einer der hauptverant-

wortlichen Redakteure der chinesischen Zeitschrift „Nationalitätenliteratur“, beschreibt in seinen Erzählungen stets aufs banalste die tibetische Religion als kindischen Aberglauben und als das größte Hindernis bei der Verwirklichung der von Deng Xiaoping propagierten vier Modernisierungen.

Am Rande sei hier bemerkt, daß es auch den Tibetern im Exil zunächst nicht gelang, eine Sprache zu finden, in der sie ihre Probleme artikulieren konnten. Jamyang Norbu, Mitbegründer des Amnye-Machen-Instituts und Schriftsteller, schreibt im Tibet-Heft der Zeitschrift „du“, wie Ende der 60er Jahre anlässlich einer Gedenkveranstaltung zum 10. März 1959 ein Mönch „seine Litanei in überladendem, symbolträchtigen klassischem Tibetisch herunterleierte und schlichtweg nicht zu verstehen war.“ Und die tibetische Oper, die aufgeführt wurde, war stilistisch von den chinesischen Revolutionsopern à la Jiang Qing, der letzten Ehefrau Maos, beeinflusst. Zwischen chinesischem Politjargon und klassischem Tibetisch gab es nichts.

Die in den 50er Jahren geborenen, chinesischschreibenden Autoren versuchen, sich inhaltlich und stilistisch von politischen Thesen und Doktrinen abzuwenden und ein neues literarisches Feld abzustecken. Dabei spielte westliche Literatur, die seit Beginn der 80er Jahre ins Chinesische übersetzt wurde und somit auch den Tibetern zugänglich war, eine wichtige Rolle. Weit davon entfernt, die Unabhängigkeit Tibets zu fordern, was aufgrund der strengen politischen Zensur ohnehin nicht möglich ist, schwelgen diese Autoren nicht in nostalgischen Erinnerungen, wie sie in der tibetischen Exilliteratur teilweise zu finden sind. Sie beschreiben das alte Tibet weder pauschalisierend als rückständig, noch kritisieren sie ausdrücklich die Modernisierungen, die noch krasser als in China das tibetische Wertesystem verändern. Da jedoch gerade Jugendliche bei der Identitätsbildung durch die Dominanz han-chinesischer Kultur und den Einfluß der westlichen Moderne empfindlich gestört werden, ste-

hen junge Tibeter in China vor einem zentralen Problem, das von den Autoren aufgegriffen wird: was bedeutet es, Tibeter zu sein und wie hält man die Spannung zwischen Tradition und Moderne aus?

Dabei wird sowohl die ethnische als auch die psychische Identität in Frage gestellt. Beides literarisiert der tibetische Autor Jimi Pingjie in „Das Leben ist anderswo“. Bajia, desillusionierter Akteur in dieser Erzählung, fühlt sich einerseits abgestoßen von der Raffgier der Chinesen in Chengdu und findet sich andererseits auch nicht mehr in seiner Heimat zurecht, wo alles seinen gewohnten, dumpfen Gang geht. So schön ihm die Heimat zunächst auch

Neue literarische Experimente

erscheint, schnell fühlt er sich unverstanden und einsam, sehnt sich sogar nach den lauen Sommerabenden in Chengdu zurück. Er weiß nicht mehr, wo er hingehört. Nur im Traum findet er Erlösung.

Auch Alai, ein Autor aus Osttibet, kritisiert den Materialismus in „Pilze“. Tibetische Kader schwätzen Nomaden Pilze ab, die man zu medizinischen Zwecken verwenden kann, und verkaufen sie für ein Vielfaches an ein japanisches pharmazeutisches Unternehmen. Daß dabei die tibetische Tradition zerstört wird, scheint nur der Hauptperson in der Erzählung bewußt zu sein, obwohl auch sie zur Zerstörung beiträgt, wenn auch mit einem leisen Bedauern. In anderen Erzählungen ironisiert Alai die mangelhafte Durchführung der Sprachpolitik und drückt im Vergleich zu anderen Autoren am deutlichsten seinen Mißmut aus.

Die Veränderung der tibetischen Gesellschaft und die Probleme, die die Modernisierungen nach sich ziehen, werden von den jungen Autoren literarisch verarbeitet, ohne daß sie jedoch eindeutig Stellung beziehen, was sicherlich auch politische Gründe hat. Daß solche Lebensverhältnisse absurde Literatur geradezu provozieren, zeigt

niemand deutlicher als Sebo. Er konfrontiert alte Glaubensvorstellungen mit neuer Technik und verbindet sie auf verblüffende Art und Weise. Die ausgefallene Erzählstruktur seiner Geschichten, das Verneinen der herkömmlichen realistischen Schreibweise ist bei ihm letztlich als Protest gegen vorgeprägte und abgegriffene Bedeutungen zu verstehen. In „Mittwochs Geschichte“ greift der Erzähler in die Handlung ein und verfolgt seine Figur, die sich in den vielfältigen Körpern seiner Mitmenschen verflüchtigen kann. Auf seiner Reise trifft er einen Computerfreak, der ihm mit einem Computer die vorangegangenen und die zukünftigen Leben ausrechnen kann. Dies käme natürlich einer Revolution im tibetischen Buddhismus gleich, denn die gläubigen Tibeter müßten sich nicht mehr um ein gutes Karma kümmern, da man per Computer alles vorausbestimmen und manipulieren könnte. Sebo ironisiert und verfremdet in seinen Erzählungen alles, was religiösen Tibetern heilig ist, aber auch über die Fortschrittsgläubigkeit macht er sich lustig. Seine Erzählungen sind als chiffrierte Herausforderung an angeblich Glück und Heil verheißende Wahrheiten zu lesen. Er arbeitet mit grotesken und surrealistischen Elementen und zeigt damit auf, daß die heile Welt, die die Tibeter als vergangenen Mythos heraufbeschwören und von der die Chinesen behaupten, sie hätten sie erst nach Tibet gebracht, eine Lüge ist. Denn unversöhnliche Widersprüche beherrschen den Alltag, und es gibt keinen Ausweg, denn alles dreht sich im Kreis, die Geschichte, die Menschen, das Schicksal.

Dieser Gedanke vom Kreis als dominierendem Lebensmuster wird auch von Tashi Dawa, dem herausragendsten Autor, aufgegriffen. Der chinesische Literaturwissenschaftler Zhang Jue vergleicht das Chaos der Zeitebenen in Tashi Dawas Erzählungen mit einem Zifferblatt, auf dem sich die Zeiger mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten in unterschiedliche Richtungen drehen. Ein Bild, das anschaulich die Lebensweise der Tibeter

in der Stadt und auf dem Land festhält, die in verschiedenen Rhythmen leben und sich immer weiter voneinander entfernen. Der Konflikt zwischen Tradition und Modernisierung ist eines der zentralen Themen in den Erzählungen von Tashi Dawa. Doch auf diesen Konflikt wüßte er keine Antwort, sagte er einmal in einem Gespräch, aber in jeder Geschichte überarbeitet er ihn von neuem und versucht, diesen Widerspruch mit dichterischen Mitteln darzulegen. Mal beschreibt er diese Konflikte realistisch und läßt unterschiedliche Lebenswelten aufeinanderprallen, mal surrealistisch, wobei sich die Wirklichkeit in verschiedene Realitäts- und Zeitebenen auflöst.

Tashi Dawa wurde vor allem vom lateinamerikanischen magischen Realismus inspiriert, und in manchen seiner Erzählungen tritt diese Affinität deutlich zu Tage. „Tibet: Geheimnisvolle Jahre“ könnte man zum Beispiel als Marquez' „100 Jahre Einsamkeit“ nachempfundene tibetische Dorfchronik lesen, und in der Erzählung „Tibet, an den Lederriemen gefesselte Seele“ werden in einer ungewöhnlichen Erzählweise alte Lebensweisen neuen gegenübergestellt. Ein fingierter Erzähler, der die Handlung kommentiert und zum Teil anzweifelt, will zuletzt dem Protagonisten dabei helfen, Shambhala oder den Sinn des Lebens zu finden, was jedoch mißlingt.

Sind einige seiner Geschichten eher realistisch gehalten, wobei er junge Mädchen schon einmal über Emanzipation diskutieren läßt, wie zum Beispiel in der Erzählung „Basang und ihre Geschwister“ (deren Verfilmung übrigens 1985 auf dem internationalen Fernsehfilmfestival in England prämiert wurde), so verwirren andere durch die irrationale Sphäre, in der sie handeln. In „Einladung eines Zeitalters“ wird die konventionelle Zeitvorstellung aufgelöst. Zwei Freunde bewegen sich in unterschiedlichen Zeitrichtungen, der eine wird plötzlich zum Greis, der andere zum Embryo: „Warum hast Du das getan,“ fragt Sangjie, „warum bist Du jünger geworden?“ „Weil ich in einer Zeit ohne Aristokra-

ten leben möchte, ich will in 50 Jahren noch einmal auf die Welt kommen, vielleicht wird sie dann ein bißchen schöner sein.“ Obwohl hier die alte feudale Gesellschaft kritisiert wird, steht dieser nicht etwa eine neue, schöne Gegenwart gegenüber, denn auch das Leben in Lhasa scheint leer und oberflächlich zu sein. Vielleicht ist es nicht nur die chinesische Sprache, die die Erzählungen auf Tibeter so fremd wirken läßt, worüber sich z. B. Pema Bhum, ein tibetischer, im Exil lebender Lyriker beschwert, eher ist es die Auflösung des bisher Gewohnten und die Verfremdung des Alltags, die bei der Lektüre dieses Gefühl der Entfremdung evozieren.

In den letzten Jahren griff Tashi Dawa historische Themen auf, um sie vor dem Vergessen zu retten und einen anderen als den chinesischen Blickwinkel aufzuzeigen. Dabei könnte der Bezug zur Tradition wiederhergestellt und das Selbstbewußtsein gestärkt werden, was jedoch nicht im Interesse der chinesischen Autoritäten ist, die jüngst erst wieder zum Kampf gegen Separatisten aufgerufen haben, wobei sich dieser Begriff beliebig dehnen läßt. Es bleibt abzuwarten, ob und wie sich die moderne tibetische Literatur angesichts der jüngsten Ereignisse in Tibet weiterentwickelt. In allen Erzählungen stehen junge Menschen im Rampenlicht, die inmitten der gesellschaftlichen Umwälzungen der letzten Jahre nach Orientierung suchen. Keiner der Autoren bietet ihnen eine Antwort. Im Gegenteil, allem, was Sinn, Erlösung und Hoffnung verspricht, stehen sie mißtrauisch gegenüber, weil sie schon zu oft auf glücksverheißende Botschaften hereingefallen sind. Sie wollen und können die Fragen nicht beantworten, die auch der im Exil lebende, tibetische Wissenschaftler Dawa Norbu stellt: „Sind wir Chinesen, wie es die han-chinesischen Kader verlangen? Oder sind wir anders? Wenn wir anders sind, wie behaupten wir dann unsere Identität?“

Mit freundlicher Genehmigung der Neuen Zürcher Zeitung